Auseinandergehn.

Von D. Laub.

O schöne, schmerzensvolle Stunde,
Da wir uns nah' zum letztenmal!
Wir gingen im entlaubten Grunde,
Die Nebel hingen über'm Thal.
Ich fragte dich: So ist das schlimme
Verhängniß unabwendbar, sprich?
Und leis klang deine süße Stimme:
Ich komme wieder — denk' an mich!

Was kann ein Menschenherz nicht tragen,
Wenn ihm ein einz'ger Sonnenblick
Verheißung bringt von schönern Tagen
Und einem freundlichern Geschick!
Ich stand gebannt und blickte nieder,
Ich habe kaum dem Ton geglaubt;
Ach alles, alles gießt du wieder,
Was meinem Leben ward geraubt.

Und weiter sind wir dann geschritten.
Entblättert starren Baum und Strauch,
Doch mir ist wie in Lenzes Mitten
Und mich umweht sein weicher Hauch.
Und ob das letzte Grün verdorrte,
Der letzte goldne Schimmer wich —
Das Herz glaubt an die Frühlingsworte:
Ich komme wieder — denk' an mich!

Etwas vom Courmachen.

Plauderei von Richard March.

Das Hof- oder Courmachen ist in aller Welt, selbst bei den Wilden bekannt und hat seit jeher darin bestanden, irgend eine auserwählte Person weiblichen Geschlechts, sei es in Gesellschaft, bei einem Feste oder auf einem Spaziergang, besonders auszuzeichnen und so angenehm als möglich zu unterhalten und durch Geist, Witz, Humor und die jeweilig als fein geltende Sitte für sich einzunehmen. Anfangs ist dabei ohne Zweifel jeder nach seiner Art vorgegangen und, wie manchen altdeutschen Schriften zu entnehmen ist, zumeist ein „Schmeichler" genannt worden, das ist ein Mensch, „der sich liebkosend vor jemandem schmiegt, windet." Hier und da hieß man einen solchen um Weibergunst ringenden Gesellen aber auch einen „Flechsprecher", einen, dem jederzeit viel glatte Worte zu Gebote standen, in Niedersachsen wohl auch einen „Glattstrieker", in andern deutschen Gegenden einen „Glättling", „Flaumstreicher" (von Flaum gleich weiche Federn), ferner einen „Lufmer" (von lofen gleich schmeicheln), endlich auch einen „Zumacher", also einen, der zuthunlich zu sein versteht.

Später, als es Sitte wurde, unter anderm auch die an den Fürstenhöfen des Mittelalters im Verkehr mit Damen üblichen Umgangsformen getreu nachzuahmen, wurde dies zuerst „höfeln", dann „hofieren", der dessen Beflissene aber „Hofierer", schließlich „Hof"- oder „Courmacher" genannt.

Diese Bezeichnungen sind bis heute gang und gäbe geblieben, die Franzosen aber pflegen einen Courmacher seit etwa dreißig Jahren nicht mehr „courtisan", sondern „charmeur", also Jemanden, der durch seine persönlichen Eigenschaften und Umgangsformen bezaubern will. Nun ist es gewiß merkwürdig, daß nicht ein Franzose, sondern ein Deutscher war, dem obiger Titel verliehen, ja für den er erfunden wurde. Und zwar ist dies im Jahre 1865, damals geschehen, als Fürst Bismarck in seiner Eigenschaft als beurlaubter preußischer Minister in Biarritz Erholung von den Mühen seines Amtes suchte. Bald nach ihm traf zu demselben Zwecke Kaiser Napoleon III. mit seinem Hofe in dem spanischen Badeorte ein, und nun hatte man vollauf Gelegenheit, zu bemerken, in wie hoher Gunst der ehemalige preußische Gesandte in Paris bei der Damenwelt stand. Wenn die Kaiserin Eugenie ihm z. B. irgendwo begegnete, dann winkte sie ihn an ihre Seite, um ihn in's Schloß, in den Kreis ihrer Damen zu führen, in dem er mit weltmännischer Gewandtheit den originellsten Plauderton anschlug, d. h. allen Damen in so bezaubernder Weise die Cour machte, daß ihm die Herzogin von Alba, ganz entzückt, jene vorher nicht üblich gewesene Bezeichnung „le charmeur" verlieh.

Die erste gedruckte Anleitung zum Hofmachen ist im Jahre 1662 unter dem Titel „Der deutsche Anführer zu anmuthigen und zierlichen Conversationsgesprächen von Albertus Sommer, Bürger und Notar zu Hamburg", erschienen und hat nebst derlei Gesprächen auch Winke in Bezug auf Kleidung und Benehmen, die beim Hofmachen seit jeher besonders in Betracht kamen, enthalten. Muß es nun sehr komisch gewesen sein, wenn „Jungfrau und Gesell" die im „Deutschen Anführer" befindlichen, höchst geschraubten Gespräche etwa wörtlich nahmen, so war es hingegen höchst beschwerlich und kostspielig, die im 17. Jahrhundert übliche Wiener Art, „den Damen aufzuwarten", d. h. den Hof zu machen, zu befolgen. Denn wie Johann Christoph Wagnseil, Professor der Geschichte und des Staatsrechtes an der ehemaligen Universität Altdorf bei Nürnberg, in einer 1690 daselbst gehaltenen Reihe von Vorlesungen über seine Reise nach Oesterreich des weiteren auseinandersetzte, mußte der Hofmacher seiner „Herrin" allmorgendlich mit Blumen aufwarten, sie in die Kirche führen, nach Hause bringen, bei Tische zum Theil knieend bedienen, sie auf all ihren Ausfahrten begleiten, kurz, in ihrem „Dienste" gänzlich aufgehen, zu alledem mit Geschenken nicht sparsam sein.

Im 18. Jahrhundert wieder forderte man, in Frankreich wenigstens, von den Courmachern mit Geist und Witz gepaarte Natürlichkeit und Ungezwungenheit. Z. B. war die berühmte Salondame Marquise du Deffano — dieselbe, die man ihres Geistes wegen „Madame Voltaire" nannte — in ihren jungen Jahren eine solche Freundin des Hofmachens, daß sie die Scheidung von ihrem Gatten nur um den Preis dreimonatlichen „regelrechten" Hofierens seinerseits rückgängig machen wollte.

In England steht das Hofieren, das dort durch die strengen Eheversprechungsgesetze ganz außer Uebung zu kommen drohte, heute wieder unter der Bezeichnung „flirt" in voller Blüthe. Dementsprechend fehlen in London seit einiger Zeit bei „Garden-Parties" und eleganten Bällen die sogenannten „Flirtation Corners" (Flirt-Ecken) niemals mehr, und einige spanische Wände, bestimmt, sie zu bilden, gehören zu den wichtigsten Details eines modernen englischen Ballsaales. In diese Ecken ziehen sich die flirtenden Paare vor oder nach dem Tanze zurück, und keine wohlerzogene englische Mutter wagt es, das Töchterlein, während es mit einem Gentleman flirtet, zu stören. Hat die Engländerin so einige Jahre hindurch gefühlvoll geflirtet, so heirathet sie, zumeist aber einen Mann, mit dem es ihr niemals einfiel, zu flirten! Trotzdem wollen viele das Wort „flirten" mit „gefallsüchtig sprechen" übersetzen, allein es stammt wohl von „fleari" (gleich schmeicheln) ab und läßt somit den Flirt als jene zu nichts verbindende Art des Hofmachens erkennen, als deren Großmeister Ludwig XIV. betrachtet werden darf. Mit vollem Recht übrigens, denn er hat Damen gegenüber stets den König vergessen und stets die geringste Kammerjungfer zuerst gegrüßt.

Der Erfolg beim Courmachen hängt von dem Alter des „Hofmachers" keineswegs ab. In Wien trug in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts der achtzig Jahre alte Don Castillejo den Sieg über mehrere junge und geistreiche Cavaliere davon, mit denen er sich auf einem Balle des Prinzen Eugen maskirt um die Gunst einer reizenden Comtesse bemüht hatte. In London feierte unter Georg I. der 75jährige Lord Peterborough durch sein „Jünglingsfeuer" beim Courmachen die größten Triumphe, und in Paris hat, um nur noch eines beglaubigten Beispieles zu gedenken, Herr von Franceuil noch mit siebzig Jahren für den feurigsten Courmacher gegolten. George Sand, deren Großvater er war, sagte von ihm: „Er blieb schön, elegant, anmuthig, fröhlich, liebenswürdig, liebevoll und galant bis zu seiner Todesstunde."

Ueberhaupt haben die älteren und alten Herren auf dem Gebiete des Hofmachens seit jeher mehr geleistet als die jüngeren, weil sie den Damen unbefangen gegenüberstanden und die Kunst, „über alles zu sprechen, über nichts etwas und über etwas so viel wie nichts sagen zu können," worin das Courmachen besteht, im kleinen Finger hatten.

Das schwärmerische Courmachen wird seit etwa 120 Jahren auch „Süßholzraspeln" genannt. Und zwar mit Rücksicht darauf, daß es seinerzeit Anstalten gab, in denen allerlei Verbrecher zur Strafe gemeinsam hartes Holz raspeln (feilen) mußten, offenbar boshafterweise, um das Hofmachen gewissermaßen als eine „süße Strafarbeit" hinzustellen.

Das Hofmachen hat natürlich in den verschiedenen Ländern im Laufe der Zeit andere Formen angenommen. Eine recht eigenthümliche amerikanische Form ist die sogenannte „Cour des Winkels", wie sie in den zwanziger Jahren in den New Yorker Salons auftam. Sie besteht darin, daß ein Kreis von Herren eine Dame umringt und sie allmälig nach einer Ecke des Saales zu drängen sucht. Natürlich wird das Gespräch angenehm, fesselnd, interessant sein müssen und zwar sowohl von Seiten der Herren als der Dame selbst. Ist die Dame unzufrieden, so wird sie mit einer leichten Wendung den Kreis durchbrechen; sind es die Herren, so wird sich ihr Ring allmälig auflösen.

Leicht und amüsant ist das Hofmachen im Norden Hollands, wo es „die Pfeife anzünden" heißt, weil es mit der Bitte des Galans um Feuer für seine Pfeife beginnt. Wird diese Bitte gewährt, so darf der junge Mann ohne Weiteres bei seiner Schönen „fensterln" und auf künftige Zuneigung hoffen. Das Fensterln ist übrigens eine uralte, keineswegs bloß in Europa beliebte Art, den Hof zu machen. Selbst einige Negerstämme kennen und üben sie, wenn sie Frauenraub im Sinne haben. Ueberhaupt rangiren die Schwarzen zu den zudringlichsten Courmachern.

— Böses Beispiel. „Wenn ich nur wüßte, was ich meinem Manne zum Geburtstag bescheere?" — „Schenken Sie ihm doch einen Kanarienhahn!" — „Nicht wahr, daß er sich von dem auch noch's Schlagen angewöhnt?!"

— Diplomatische Auskunft. Familienvater (der nach einem Schwiegersohn Ausschau hält): „Wissen Sie vielleicht, hat Doctor Ritzel Mittel?" — „O, er verschreibt sie sogar!"

— Auf Wunsch. „Herr Commerzienrath, ich —" — „Ja, ich verstehe schon. Ihre Gläubiger wünschen, daß Sie meine Tochter heirathen."

Frankreichs Colonialarmee.

Die französische Expedition auf Madagaskar dürfte geeignet sein, das Interesse weiterer Kreise auf die Zusammensetzung und Stärke der französischen Colonialarmee zu lenken. In dem Rahmen der Colonialarmee befinden sich Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Truppentheile, von denen die ersteren drei Kategorien enthalten: 1) Truppen des Mutterlandes, 2) Fremdentruppen und 3) Eingeborenentruppen. Zu den ersteren gehören zwölf Regimenter Marine-Infanterie, zu 16, 14, 12 und mehr Compagnien. Von diesen stehen die vier letzten Regimenter, zwei mit je zwölf Compagnien, in Tonkin und Annam, eins zu zwölf Compagnien in Cochin-China und das letzte zu 25 Compagnien in Neu-Caledonien u. s. w. Außerdem sind aber von den acht in Cherbourg, Brest, Rochefort und Toulon stehenden Regimentern der ersten Kategorie mit zusammen 116 Compagnien fünf in die Colonien abcommandirt.

Fremdentruppen.

Während die in Europa stehenden Truppen, sich, wie alle übrigen Theile der Armee, durch Aushebung ergänzen, sollen die in den Colonien verwandten ausschließlich durch freiwilligen Eintritt auf drei, vier oder fünf Jahre, ferner durch Capitulation und im Bedarfsfalle sogar durch Aufforderung zur Verpflichtung an freiwillig sich Meldende der Landarmee vollzählig erhalten werden.

Sappeur und Füsilier.

Die zweite Kategorie bildet die Fremdenlegion, die in ihrer Gesammtstärke jetzt 174 Officiere, 10,444 Unterofficiere und Soldaten zählt. Die Ergänzung der Fremdenlegion erfolgt durch Anwerbung Fremder auf die Dauer von fünf Jahren; französische Staatsangehörige dürfen nur ausnahmsweise und in jedem Falle nur mit besonderer Genehmigung des Kriegsministers eingestellt werden, wenn sie keine Dienstverpflichtung mehr in der Armee haben.

Gebirgsartillerie.

Die Eingeborenentruppen bestehen aus: 1) drei Regimentern tonkinesischer Schützen zu vier Bataillonen, 2) einem Regiment annamitischer Schützen zu drei Bataillonen, 3) einem Regiment Schützen vom Senegal zu drei Bataillonen, 4) einem Regiment sudanesischer Schützen zu vier Bataillonen, 5) einem Bataillon Haussa-Schützen, 6) einem Bataillon Schützen von Diego Suarez (Madagaskar) und 7) einer Compagnie indischer Sipoys (Französisch-Indien). Doch besitzt der Sudan in neuester Zeit auch noch einige Milizformationen. An Cavallerieformationen besitzen nur der Senegal und der Sudan in neuerer Zeit drei Schwadronen Spahis vom Senegal und Sudan; die dorthin abcommandirte erste Schwadron des ersten Spahiregiments ist seitdem wieder nach Algier zurückgekehrt. Dagegen wird die erst vor zwei Jahren neu organisirte Artillerie, wohl nach englischem Vorbilde, in Stärke von zwei Regimentern Marine-Artillerie zu drei fahrenden, drei Gebirgs- und drei Fußbatterien, bezw. drei fahrenden, einer Gebirgs- und fünf Fußbatterien, von denen 15 Batterien sich in den Colonien befinden, ausschließlich vom Mutterlande gestellt. Hierzu gibt nur der Senegal eine Compagnie Fahrkanonier.

Spahi.

Die Gesammtstärke der Colonialarmee mit den Marine- und Fremdentruppen wird im Kriege auf 60- bis 70,000 Mann veranschlagt.

Wie aus unseren Zahlenangaben hervorgeht, befand sich Frankreich also nicht in der Lage, aus dem Offensivstande seiner Colonialtruppen den Bedarf für die Expedition nach Madagaskar, der von Kennern des Landes auf 15,000 Mann veranschlagt worden ist, decken zu können, zumal die politische und innere Lage weder in Ostasien noch in Afrika die Abcommandirung größerer Truppenmengen von dort thunlich erscheinen ließ. Es erübrigte daher nur, neben drei Gebirgsbatterien der Colonialartillerie noch eine Anzahl von Neuformationen aufzustellen, den Mehrbedarf aber den afrikanischen Truppen zu entnehmen.

Der Palmendieb.

Der zu den Einsiedlerkrebsen gehörende Palmendieb (Birgus latro) hat seinen seltsamen Namen davon erhalten, daß man früher annahm, er erklettere die Kokospalmen, um die Nüsse herabzuholen. Dieses ist nun allerdings eine Fabel, doch bilden die von den Palmen heruntergefallenen Kokosnüsse allerdings einen Haupttheil der Nahrung dieser Krebse, die deswegen auch Kokoskrebse genannt werden. Von den Scheeren der Füße sind die des vorderen Fußpaares besonders stark und schwer, und ihrer bedient sich dieser Krebs bei der Bewältigung der Nüsse. Wenn man freilich

eine Kokosnuß zur Hand nimmt, so sollte man es gar nicht für möglich halten, daß der Krebs in deren Inneres einzudringen vermöchte, und doch bringt er das thatsächlich fertig. Er entfernt zunächst, beim Ende der Nuß beginnend, wo sich die drei Keimlöcher befinden, Faser für Faser die äußere Haut und hämmert dann mit seinen schweren Scheeren so lange auf eines der Keimlöcher, bis eine Oeffnung entsteht. Durch diese holt er nun mit Hilfe der schmalen hinteren Scheeren stückweise den weißen Kern der Nuß hervor, um ihn zu verzehren. Die Fasern dagegen schleppen die Palmendiebe in ihre Erdhöhlen und polstern diese damit aus.

In der Kaserne.

„Sie melden sich krank? Was fehlt Ihnen denn?"

„Ich hab' ein Herzleiden, Herr Feldwebel!"

„Unsinn! Im Dienste brauchen Sie gar kein Herz!"

Er weiß schon.

Frau (zu ihrem heimkommenden Manne): „Männchen, gut, daß Du kommst, denke Dir nur, heute —"

„Herrgott, dann nimm Dir doch ein anderes Dienstmädchen!"

— Einseitig. „Es geht hier ein Gerücht um, Du beabsichtigtest Dich zu verloben!" — „Ich schon — aber er nicht!"

— Kleines Mißverständniß. Militärarzt: Wo fühlen Sie sich denn am schlechtesten? — Rekrut: In der Kaserne, Herr Doktor!

— Unnöthige Warnung. „Johann, nasche ja nicht von diesem Liqueur; Du wirst sofort davon berauscht!" — „Ach, gnädiger Herr, ich halt schon 'was aus!"

— Ein Mitleidiger. „Warum wollen Sie denn nun absolut nicht heirathen, Herr Doktor?" — „Weil ich's nicht übers Herz bringen kann, so vielen hübschen, jungen Damen die Hoffnung zu rauben!"

Der offene Mund.

Die meisten Naturvölker gewöhnen ihren Kindern mit ebenso weisem wie instinktivem Vorbedacht an, den nicht beschäftigten Mund stets geschlossen zu halten. So wichtig ein geschlossener Mund zweifellos ist, so wenig bleibt es aufmerksamen Beobachtern verborgen, daß mit dem civilisatorischen Fortschreiten einer Nation die Würdigung derartiger überlieferter Aeußerlichkeiten zum unbedingten Nachtheil der Generation mehr und mehr abnimmt. Es ist bedauerlich, daß selbst ungemein viele Gebildete die Wichtigkeit des geschlossenen Mundes so wenig zu schätzen wissen. Oft sicherlich nur aus purer Gleichgiltigkeit lassen sie die Unterlippe hängen, sitzen mit offenem Munde da und wissen nicht, welcher Grad von Stumpfsinn dadurch der Physiognomie aufgeprägt wird. Ganz abgesehen jedoch davon, hängt die geistige und körperliche Entwicklung eines Individuums so sehr von dem geschlossenen und offenen Munde ab, daß es im allgemeinen Interesse wohl der Mühe lohnt, dieses Thema einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Allem voran wird bei dem Athmen mit offenem Munde die Luft direct in die Lungen geleitet. Aeußerst schädliche Folgen entspringen schon hieraus für die Athmungsorgane, da die kalte und staubige Luft einen nachtheiligen Einfluß auf den Rachen und die Schleimhäute des Athmungsweges ausübt. Bei geschlossenem Munde hingegen muß das Athmen durch die Nase erfolgen. Bei der Athmung durch die Nase hat die Luft einen größeren Weg zurückzulegen, so daß sie beinahe auf die Bluttemperatur erwärmt in die Lungen gelangt. Außerdem wird die unreine Luft beim Passiren der Nasengänge sozusagen filtrirt, indem der Staub und der Schmutz derselben in der Nase sitzen bleiben. Vollkommen ungenügend ist das Athmen bei offenem Munde aber auch deshalb, weil die Lungen dabei nicht gehörig gefüllt werden. Dadurch bleiben diese sowohl wie die Brust beträchtlich in ihrer Entwicklung zurück. Weil ferner das Blut in diesem Falle nicht genügend mit Sauerstoff gemengt wird, erhalten die Kinder mit offenem Munde meist ein blasses, kränkliches Aussehen. Die gebeugte Haltung dieser Kinder ist gewöhnlich ebenfalls nur auf einen offenen Mund zurückzuführen; denn würden diese Kinder den Mund schließen und durch die Nase athmen, so wären sie nothgedrungen zu einer aufrechten Haltung gezwungen. Das Schnarchen ist oft wohl auch nur die Folge eines offenen Mundes. Würde der Betreffende im wachen Zustande den Mund stets geschlossen halten, so wäre der Mund naturgemäß auch beim Schlafen zu, und das Schnarchen würde vermieden werden. Leute, die während des Schlafens den Mund auflassen und schnarchen, klagen beim Erwachen gewöhnlich über einen trockenen Mund. Das verhält sich auch so: die Luft trocknet die Mundschleimhäute gänzlich aus, ebenso auch die Stimmbänder, welche dadurch ihre Elasticität und Spannkraft verlieren. Werden nun diese durch gewaltmäßiges Athmen (bei verstopfter Nase) in Schwingungen versetzt, so tönen sie natürlich in des Basses gewaltigster Tiefe; ein Klang, dem Sägen von Eichenholzknorren nicht so unähnlich.

Die beiden inneren Ohren sind mit dem Munde verbunden. Wird der Mund offen gelassen, so gehen Schallwellen verloren, anstatt daß alle Schallwellen anschlagen und dem Hirn übermittelt werden, um dort ein schnelles und klares Bild zu erzeugen. Wenn man mit Anderen spricht oder sonst etwas hört (Musik, Vorträge u. s. w.), so darf keine Schallwelle verloren gehen, um genau zu hören und zu verstehen, und damit das Gehörte so rasch als möglich im Gehirn registrirt wird. Man wird deshalb finden, daß Kinder mit offenem Munde gewöhnlich nicht gut und fließend sprechen, weil sie nicht genügend hören und es zu lange währt, bis sie begreifen.

Kinder mit offenem Munde werden auch oft als Dummköpfe angesehen, da der Gesichtsausdruck bei offenem Munde sehr leidet. Die meisten Muskeln, die dem Gesicht den Ausdruck verleihen, sind an der oberen Lippe befestigt und können sich nur bewegen, wenn die obere Lippe auf der unteren aufliegt, das heißt, wenn der Mund geschlossen ist.

Der Mund gehört deshalb zu. Er darf nur zu einem Zwecke, wie Essen, Sprechen und Singen etc. geöffnet werden, sonst bleibt er verschlossen. Ist man daran gewöhnt, so kann man es ja gar nicht anders, denn die Natur verlangt, daß man den Mund geschlossen halte und durch die Nase athme. Erwachsene Leute mit offenem Munde werden sich diese Unsitte bald abgewöhnt haben. Bei Kindern wird es schon schwerer halten. Sie werden gewöhnlich entgegnen: „Ich habe den Schnupfen und kann nicht," anstatt etwas Willenskraft zu entfalten und zu probiren. Ist die Nase wirklich verstopft, so leistet das Hinaufziehen von Salzwasser (ein halber Kaffeelöffel voll Kochsalz auf ein Glas schwach lauwarmen Wassers) durch die Nase gute Dienste. Sollte das Kind bei aller Energie nicht durch die Nase zu athmen vermögen, so müßte ein praktischer Arzt oder Specialist für Nasen-, Hals- und Ohrenkrankheiten zu Rathe gezogen werden, durch dessen Hilfe dann etwaigen Hemmnissen leicht und bald abgeholfen sein dürfte.

— Darum. Stallmagd (zum Hirten): I denk, die Bäurin heirath' bald wieder. Hirt: Warum moanst? Stallmagd: Weil i den Säustall putzen muß bis zum Sonntag!

Das Gewissen.

Da liegt das Grab eines Kindes, verlassen, ungepflegt! Seit die unglückliche Kleine einst die Augen geschlossen und in die Gruft versenkt ward, hat Niemand mehr den Rasen aufgesucht; kein Auge hat hier die aufblühenden Rosen mit dem Thau der Thränen genetzt. Kalt verzeichnet der Grabstein mit goldenen Buchstaben ihren Namen und die sieben Jahre, die sie auf Erden gewandelt war.

Hatte das Mädchen keine Mutter mehr?

Ja, eine Mutter hatte sie — aber bisher mußte man glauben, daß sie ohne Mutter war! Die Sonne der großen Welt, rauschende Feste, prunkende Bälle, hielten das Herz der Mutter wie im Taumel umfangen. Da kam der Augenblick, wo sie sich von diesen schalen Freuden lossagen, wo sie einsam in ihrem Schmerz vergehen mußte!

Sie stand eines Tages verarmt, verlassen da.

Wie kam es nur?

Plötzlich gedachte sie ihres verstorbenen Kindes, das auf dem Friedhof schlummerte.

Und sie kniete vor dem Grabe und stützte ihr thränenfeuchtes Haupt auf die marmorne Platte.

* * *

„... Ich weiß, wer mich ruft, es kann Niemand anders sein, als meine Mutter!"

Die Frau hörte eine leise Stimme sprechen und erkannte sie wieder: es war die Stimme ihrer Tochter.

Die Mutter lauschte und erbebte.

„... Ich war ja immer so allein! Wie ich auf der Welt nur Dich kannte, so hatte ich auch hier keinen Freund. Zuweilen, wenn des Mondes Silberlicht durch das nächtliche Dunkel schimmerte, kamen Knaben mit goldenen Flügeln, um bei mir zu sein. Ach, dann spielten wir und nippten die Thautropfen aus den Kelchen der Violen. Wir küßten uns auf die Stirn und jauchzten! ... Aber wenn dann der Morgen graute, eilten sie davon, ich weiß nicht wohin — dort in die Lüfte empor, hoch, sehr hoch, bis über die Wolken, der erwachenden Sonne zu! ... Auch mich wollten sie mitnehmen, aber sie konnten mich nicht heben, ich war ihnen zu schwer. So blieb ich hier immer allein. Wie war es traurig, so allein! ..."

Die Mutter hörte es, erbleichend, vernichtet.

„... Erzähle mir doch" — sprach weiter das Kind — „sage mir, ob der Vater Dich immer noch so lieb hat, wie damals, da ich noch bei Euch war ... Jeden Augenblick schloß er Dich in seine Arme. Was Du auch thatest, er küßte Deine Hand in überströmender Zärtlichkeit. Er nannte Dich heilig und schön ... O Gott, ich weiß sehr wohl, mich Aermste hat Niemand geliebt, nicht Du, noch der Vater oder die Schwester ... Ach, wie habe ich schweigend gelitten! Aber ich klagte nicht und — liebte Euch! ... Ich wartete nur darauf, groß zu werden. Sage mir doch, warum habt Ihr mich hier so lange eingeschlossen? Was that ich denn, daß Ihr mich so viele Nächte allein hier schlafen ließet?" ...

Die Stimme des Kindes klang immer wehmuthsvoller, während es diese Fragen stellte und die Erinnerungen heraufbeschwor. Athemlos verschlang die Mutter jedes Wort, jede Silbe; unsägliche Pein ergriff sie bei den vorwurfsvollen Klagen. Ihre Lippen öffneten sich, eine Antwort zu geben. Schon wollte sie dem Kinde Alles enthüllen, die Auflösung des Hauses, die Flucht der Schwester, die Rohheiten des Vaters; mit einem Wort: ihr ganzes Elend! Aber die Worte erstickten in der Kehle.

„.... Liegt denn die Puppe mit dem rosigen Kleidchen noch in der Wiege? Sie war mein kleiner Liebling, diese Puppe mit ihrem Lockenhaar, den wunderblauen, stets offenen Augen ... Sie war zu mir wie eine Schwester. Sie lachte über Alles, was ich erzählte, wir verstanden uns so gut! Nur ihr klagte ich mein geheimes Leid — sie war so verschwiegen! Ach bring' mir die liebe Puppe, Mama, bring' sie mir, wenn Du wiederkommst.

Die Mutter ahnte nicht, daß jene Stimme, die aus dem Grabe tönte, die Stimme ihres eigenen Gewissens war! Sie glaubte ihr Kind zu hören; sie wollte schreien, nach Hülfe rufen — da flüsterte leise, fast lautlos die Stimme noch einmal ihr zu:

„Ach ich möchte mit Dir gehen .... Aber ich fürchte, Du wirst mich schelten. Und ich liege so ruhig hier, Niemand sagt mir ein Wort ... Nun werde ich schlummern, aber morgen will ich aufstehen, wenn die Sonne mich weckt. Ja morgen werden wir uns wiedersehen, liebe Mama!"

Es klang wie Frohlocken, wie Jubel —

„Meine Tochter lebt," schrie die Mutter auf und lief hastig von dannen.

Nach wenigen Schritten aber stürzte sie nieder auf den feuchten Kirchhofsboden.

Vergebens eilte man herbei, sie wieder zum Leben zu wecken: die Mutter war heimgegangen zu ihrem Kinde.

— Drohung. Frau (eines Schriftstellers zu ihren lärmenden Kindern): Wenn Ihr nicht sofort artig seid, lese ich Euch Papas Gedichte vor!

— Bauernauffassung. Herr: „Wie stark ist Ihre Familie, Herr Pächter?" — Bauer: „Wan ma z'sammahalta, hau'n ma's ganze Dorf z'samm!"

Das rechte Wort.

Kennt Ihr den kleinen Herzbezwinger, den Sorgenbrecher in so vielen Lagen des Lebens, das siegende Etwas, das gute Thaten fördert, großes Unheil verhütet und geschiedene, harte Herzen einander wieder näher bringt? Ihr kennt es alle; es ist: das rechte Wort zur rechten Zeit! Wer hätte die segnenden Wirkungen dieses Bindegliedes menschlicher Liebe nicht an sich selbst schon erfahren und denjenigen dankbar gepriesen, der sich das goldene Kleinod zu eigen gemacht und mit heiligem Erbarmen ausgetheilt? Finstere, trotzige Gemüther wurden hell beim rechten Wort; sie thaten sich weit, weit auf dem Lichte der besseren Erkenntniß und genossen mit Freude wieder das Gute und Schöne. Die graue Sorge, die ständige Begleiterin des Menschenlebens, verliert ihre größten Schrecken, wenn das stärkende, erhebende, rechte Wort ihre Macht bricht und den Menschen muthig macht, das dräuende Gespenst zu bezwingen. Ihnen, den Sorgengedrückten, gibt das rechte Wort oft ungeahnte Kräfte, mit Gleichmuth, ja Freudigkeit alle Widerwärtigkeiten und Drangsale zu bekämpfen. Manches, von bangen Zweifeln gequälte Herz wird ruhig beim rechten Wort, manch trübes Auge wieder hell nach langem Harm.

Aber wie macht man sich das rechte Wort zu eigen? Viele gehen ahnungslos, blind, an Menschenelend vorüber, viele wollen nicht sehen, und andere, die so gern helfen, trösten, lindern möchten, bewirken durch ungeschicktes Angreifen gerade das Gegentheil. Ihre gut gemeinten Worte säen oft Bitterkeit, selbst Haß in's leidende Herz.

Das rechte Wort findet nur, wer in anderen lebt, d. h. ihr Leid zu seinem Leid, ihre Freude zu seiner Freude macht. Wir dürfen nicht an uns, wir müssen an die anderen denken, müssen mit schonender Hand dem Uebel auf den Grund gehen, müssen vor allem die Gemüthsanlagen des zu Helfenden berücksichtigen. Wie ja fast jede Pflanze einer anderen Behandlung bedarf, so auch das Menschenherz mit seinen tausend verschiedenen Ansichten von Glück und Lebensbedürfnissen. — Wer vermag es zu leugnen, daß gerade die Frau sich am besten eignet, Spenderin des rechten Wortes zu sein? Ihre sensitive Natur, ihr entwickeltes Gemüthsleben, ihre größere Fähigkeit, sich in andere hineinzuleben, sind machtvolle Förderer zum Finden des rechten Wortes. Ist sie dazu noch begabt mit einem gesunden, offenen, praktischen Sinn, schlägt ihr Herz in warmer Menschenliebe, so ist ihr das Zaubermittel in die Hand gegeben, den schmerzlich zuckenden Mund lächeln, das thränende Auge leuchten zu machen.

Eine erfahrene Hausfrau.

„Sie wollen bei mir als Köchin eintreten? Haben Sie ein Verhältniß?" — „Nein, gnädige Frau!" — „Hatten Sie schon einmal ein solches?" — „Nie!" — „Ich frage Sie nicht deshalb darnach, weil ich dergleichen etwa nicht gern sehen würde. Sie dürfen mir also rückhaltlos die Wahrheit sagen!" — „Ich habe sie gesagt!" — „Ich glaube Ihnen. Kommen Sie morgen früh wieder zu mir, dann will ich Ihnen Bescheid geben. Es haben sich nämlich noch vier Mädchen gemeldet und ich bin noch nicht im Klaren darüber, welche Wahl ich treffe!" — — „Höre, Emil," sagt die Gnädige, nachdem sich das Mädchen entfernt, zu ihrem Gatten, „die können wir nicht brauchen. Wenn sie ordentlich kochen könnte, so hätte sie bei dem vielen Militär, das wir hier haben, gewiß einen Liebhaber!"

Guter Rath.

Willst du mit einer Frau, die über zwanzig Jahr,
In Fried' und Freundschaft dich vertragen,
So rede nie davon, daß sie einst jünger war,
Und sprich ihr nicht von fünft'gen alten Tagen.

— Widerlegt. Lieutenant: „Bei unsern gänzlich verschiedenen Verhältnissen muß leider der Gedanke an eine eheliche Vereinigung ausgeschlossen bleiben!" — Schauspielerin: „Ungleiche Verhältnisse? Ich bin mit meiner Gage genau so früh fertig wie Sie mit der Ihrigen!"

— Gemüthlich. Fürst: Ich danke Euch, lieben Leute, und werde Euer Anliegen in Erwägung ziehen. Jetzt will ich Euch nicht länger aufhalten. — Sprecher der Bauerndeputation: O, Durchlaucht, mir könne als noch a bissele da bleibe, mir habe Zeit! Und wenn Sie emol zu uns uff's Dorf komme thäte, könne Sie au bleibe, so lange Sie wollet.

— Unüberlegt. Herr: O, mein Fräulein, Sie sind die Unschuld selbst! Fräulein (vom Lande): Ach, gehen Sie nur, Sie Schmeichler, Sie!

— Mancher hat das Leben eine Wüste genannt — wegen der Oede, die er in ihm fand, oder wegen der vielen Kameele, die ihm begegneten?

— Immer nobel. Schneider: „Sie können mir die Schuld ja auch in Raten zahlen." — Student: „Nein, ich bleibe principiell nur das Ganze schuldig."

— Monolog. Schauspieler: „Man sagt, Leute mit entgegengesetzten Eigenschaften geben die glücklichsten Ehen ab. — Darum suche ich auch ein Mädchen mit Geld!"